

Vom Weihnachtskind

Autor(en): Paul Geiger
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1938

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/72ad4e3e-4d20-40de-a420-0ed46d2c5fe5>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Vom Weihnachtskind.

Von Paul Geiger

Man könnte einwenden, im folgenden werde eigentlich wenig besonders Baslerisches behandelt. Die Gestalt des Christkinds ist ja sicher nicht bei uns entstanden. Zugegeben, aber ich bitte die Leser, diesen volkskundlichen Artikel als eine Erinnerung an *Eduard Hoffmann-Krayer* zu betrachten, an den Mann, der die wissenschaftliche Volkskunde in der Schweiz begründet hat. Leider hat er selten anderswo als in volkskundlichen Zeitschriften sein reiches Wissen dargelegt. So ist wohl manchem unbekannt geblieben, daß er vor mehr als 30 Jahren einen größeren Artikel über Basler Neujahrsbräuche geschrieben hat. Damit hat er mich auch zu der vorliegenden Untersuchung angeregt. Er lehrte uns aber auch, daß man Erklärungen nur dann wagen darf, wenn man über den Schweizer Brauch hinausgreift. Wollte ich also eine Erklärung geben und eine Entwicklung einigermaßen deutlich machen, so durfte ich aus den heimischen Berichten nur einige bezeichnende Beispiele herausgreifen. Man möge mir das zugute halten und meinen Beitrag als einen Hinweis auf die große Lebensarbeit Hoffmann-Krayers nehmen.

Oft wird man gefragt, wie eigentlich die Gestalt des Weihnachtskindes zu erklären sei. Hie und da, aber doch auffallend selten, empfindet jemand einen Widerspruch zwischen der Engelsgestalt und dem Christuskind, das sie eigentlich darstellen soll. Es ist daher wohl berechtigt, einmal eine Deutung zu versuchen. Ein Versuch soll es nur sein; denn in der Volkskunde kommen wir ja leider oft nicht weiter, weil wir für frühere Zeiten, besonders für das Mittelalter, auf spärliche und zufällige Notizen angewiesen sind. Selten fand man es damals nötig, so unwichtige

Dinge, wie sie das Volksleben bietet, aufzuzeichnen, außer wenn sie der Kirche oder der Obrigkeit anstößig erschienen. Darum besitzen wir auch noch keine abschließende Arbeit über das Weihnachtsfest, und ich kann hier manches nur andeutend behandeln, was noch gründlichere Nachforschungen erfordert.

Schon oft ist bemerkt worden, daß gerade die Hauptmerkmale unserer Weihnacht, Christbaum und Christkind — wenigstens in ihrer heutigen Form — jung seien. Allerdings versucht man immer wieder den lichter-geschmückten Baum, den man erst aus dem 17. Jahrhundert nachweisen kann, aus älteren Wurzeln abzuleiten, und mit Recht. Denn so ganz aus dem Nichts heraus werden keine Volksbräuche geschaffen: sie sind Ausdruck uralter Gefühle und Gedanken und greifen, auch wenn diese sich wandeln, immer wieder auf uralte Darstellungsmittel zurück. So dürfen wir auch beim Christkind suchen, ob vielleicht in ihm Züge älterer Gestalten weiterleben, gerade so wie man das auch beim St. Niklaus annehmen muß.

Das Christkind ist eine geheimnisvolle, geschenkbringende Gestalt. Diese zwei Züge: *Schenken* und *geheimnisvolle Gestalt* werden wir also verfolgen müssen.

Uns erscheint es heute als selbstverständlich, daß an Weihnachten als dem höchsten Festtag geschenkt wird. Das ist aber nicht immer so gewesen, ja bis in unsere Zeit hinein reichen die Spuren älterer Zustände: in Blitzingen (Wallis) z. B. wußte man bis vor ungefähr 20 Jahren noch nichts von einer Weihnachtsbescherung. Weihnacht hat sich allmählich zum höchsten christlichen Festtag emporgeschwungen. Ich will nur kurz darstellen, wie man sich diese Entwicklung denken muß.

Der Geburtstag Christi wurde von der Kirche um 353/4 auf den 25. Dezember festgelegt, und lange Zeit versuchte sie, diesen Tag als Jahresanfang durchzusetzen, bis sie endlich im 17. Jahrhundert den alten römischen Neujahrstag annahm. Daher treten im Mittelalter (außer anderen) die beiden Jahresanfänge nebeneinander auf. Die germani-

schen Stämme kannten, bevor sie den römischen Kalender übernahmen, keinen bestimmten Tag als Jahresanfang. Aber es fiel bei ihnen auf den Mittwinter eine Festzeit, im Norden die Julzeit genannt. Es war die dunkelste, unheimlichste Zeit des Jahres, ferner der Abschluß eines Wirtschaftsjahres und der Beginn eines neuen. Man kann noch erkennen, wie Totenfeste und allerlei Bräuche, die Fruchtbarkeit und Segen für das künftige Jahr sichern sollten, in diese Zeit fielen. Mit der Uebernahme des Christentums und des römischen Kalenders müssen auch fremde (römische und vielleicht keltische) Bräuche, wie z. B. Anfangszauber, übernommen worden sein, ohne daß man heute im einzelnen die Herkunft eines jeden erklären kann. Dem Volke galt die ganze Periode als eine längere Festzeit. Die Kirche hob darin einzelne Tage, wie Weihnachten, besonders hervor. Aber die vielen Bräuche, die aus verschiedenen Quellen zusammengefloßen waren, schwankten noch lange zwischen den kirchlichen Feiertagen Niklaus, Weihnachten, Dreikönigen hin und her und hefteten sich in der einen Landschaft an diesen, in der andern an jenen Tag an.

In den alten Berichten über diese winterliche Festzeit treten bei uns und in andern Gegenden als charakteristische Züge am stärksten hervor: das Vorkommen *verkleideter Gestalten*, *Umzüge*, *Lärmen* und *Schmausereien*. Kirchliche und obrigkeitliche Verbote verraten ein recht ausgelassenes, ungezügeltetes Treiben. Das Schenken ist meist nicht Tätigkeit dieser Gestalten; im Gegenteil, sie betteln, erpressen oder rauben geradezu. In den Kinderbettelumzügen hat sich der Brauch in abgeschwächter Form bis in unsere Zeit wohl erhalten. Aber die Kinderbescherung kann kaum daraus abgeleitet werden. Dagegen ist das Schenken — allerdings unter Erwachsenen — ein alter Brauch des Jahreswechsels, schon den Römern bekannt (*strenae* — *étrennes*). Ob es bei uns von ihnen als «Kulturbrauch» übernommen wurde, oder ob es — allerdings nicht an einen festen Tag, sondern an die ganze Festzeit geknüpft — schon

bekannt war, sieht man nicht deutlich. Daß es mit Neujahrs- und Weihnachtstag verbunden war, erklärt sich daraus, daß beide als Jahresanfang galten. Oefters werden Gaben zwischen Höher- und Niedrigerstehenden ausgetauscht. Am bekanntesten ist wohl der im «Weißen Buch» erzählte Fall, wonach die Unterwaldner dem Landvogt auf Sarnen an Weihnachten «helsen» mußten und damit die Ueberrumpelung der Burg verbanden. Im 14. und 15. Jahrhundert kannte man «Guetjahr» (Geschenke unter Erwachsenen) und sprach von «Nüwe Jahr-» und «Heilsitäg» (Schwyz). Auf Neujahr werden ja heute noch oft die Patengeschenke «gehelst». Will man den Sinn des Schenkens erklären, so wird man darin hier beim Jahreswechsel wohl einen Anfangszauber sehen müssen. Gerade wie bei dem reichlichen Essen dachte man ungefähr so: wer am Anfang viel hat, wird auch weiterhin nicht darben müssen, und zwar der Schenkende wie der Beschenkte. Dies alles ist aber ein offenes Schenken, wo Geber und Empfänger einander kennen müssen; denn sicher hat ursprünglich eine Gebe- und eine Dankformel den Segen festigen helfen. Schon um 1400 wird von solchen Formeln berichtet und vom Glauben, daß, wer nicht schenke, im nächsten Jahre Unglück habe.

Verschieden von diesem Brauch ist aber das Geschenk mit *heimnisvoller Herkunft* und die *Kinderbescherung*. Diese können wir leider nicht sehr weit zurückverfolgen. Aber das sehen wir deutlich, daß sie nicht auf Weihnachten beschränkt waren, sondern wie die andern Bräuche dieser Winterszeit auch auf St. Niklaus, Neujahr oder andere Tage fielen. Schon im 10. Jahrhundert vernehmen wir, daß sich die Klosterschüler in St. Gallen am Unschuldigen-Kindlein-Tag Geschenke ertrotzten, und eine Kinderbescherung in kirchlicher Form war es auch, wenn schon im frühen Mittelalter in Dreikönigsspielen die Magier dem Christuskind Geschenke brachten. In Konstanz wird 1460 verboten, den Kindern zu viel «inzustricken» (wohl bei der Taufe), und zu Weihnachten soll man ihnen nur Geschenke

an Eßwaren oder etwa ein Hemdchen geben. Im 16. Jahrhundert wird in Genf, in Schlesien und Sachsen gesagt, St. Niklaus bringe den Kindern auf geheimnisvolle Art die Geschenke, und zwar am Niklaustage. Andernorts z. B. am kursächsischen Hof, kannte man 1572 schon die Kinderbescherung an Weihnachten. Luther erwähnt als Geber Niklaus und später den heiligen Christ. Bullinger dichtete seine Niklaussprüche für die Weihnachtsbescherung. Dieses Schwanken zwischen den verschiedenen Tagen — auch Neujahr war Bescherungstag z. B. in Basel noch anfangs des 19. Jahrhunderts — dauert bis in die neueste Zeit. Ich will später die Verhältnisse in der Schweiz noch genauer darlegen.

Wie soll man nun die *geheimnisvolle Herkunft* der Gaben erklären? Doch wohl so, wie man auch das geheimnisvolle Nehmen deuten muß, wenn z. B. die Burschen oder Kinder bei Umzügen lange Stöcke durch die Fenster hereinstrecken und heischen. Es soll das Geisterhafte bedeuten, besser gesagt, es sind Geister, die geben oder nehmen, ähnliche Geister wohl wie die, denen man in alter Zeit über Nacht einen mit Speisen besetzten Tisch hinstellte (was wahrscheinlich ein germanischer Brauch war). Darum werden die Gaben auch oft durch Tür oder Fenster hingeworfen wie im Norden Julklapp. Als bescherende Gestalt tritt nun, wie wir sehen, *St. Niklaus* auf (an einzelnen Orten auch Martin). Er ist wohl trotz allem, was schon dagegen eingewendet worden ist, Deckmantel für eine ältere Gestalt, die wir nicht mehr erkennen können. Und da er durch die Legende besonders zum Schutzherrn der Schüler wurde und auch als geheimnisvoller Geschenkgeber geschildert wird, mag er, wie behauptet wird, in den Klosterschulen für diese neue Rolle ausgestaltet worden sein. Die Bescherung wurde auf seinen Tag festgelegt und hat sich, wie gesagt, auch lange an diesem Termin gehalten. Auch seine Rolle als Examinator der Kinder mag ein Klosterschulbrauch sein. So weit können wir mit einiger Sicherheit den Brauch zurückverfolgen. Wie er sich wei-

terentwickelte, wollen wir nachher sehen. Denn zuvor müssen wir uns noch die andern *geheimnisvollen Gestalten* der Mittwinterzeit ansehen, zu denen St. Niklaus gehört. Wenn ich im folgenden versuche, eine Entwicklung von Bräuchen oder Gestalten zu geben, so ist zu bedenken, daß wir in der Volkskunde nicht ein streng zeitliches Nacheinander und eine Ableitung des Späteren aus dem Früheren beobachten dürfen, sondern daß verschiedene Entwicklungsstufen nebeneinander vorkommen, daß also vielleicht eine Brauchform des 19. Jahrhunderts «älter» ist als eine solche des 17. Jahrhunderts. Ferner ist zu bedenken, daß städtischer Brauch sich meist rascher entwickelt als ländlicher.

Betrachten wir den ganzen Schwarm der Gestalten, die teils als Masken, teils nur als Phantasiegestalten in der Mittwinterzeit auftreten, so verwirrt uns die Fülle. Man betrachte die Liste der schweizerischen Winterdämonen, die Hoffmann-Krayer (Schweizer Volkskunde 1, 89 ff.) zusammengestellt hat, oder die Unzahl von Masken bei Meuli (s. Art. «Masken» i. Hdwbuch. d. deutsch. Abergl.). Fast ohne Ausnahme sind es Schreckgestalten. Sie werden gejagt oder jagen selbst unheimlich durch die Luft; früher strafte sie häufig die faulen Spinnerinnen, und ihre Begegnung machte krank; heute sind sie oft zum Kinderschreck herabgesunken. Je weiter zurück wir sie verfolgen, desto roher scheinen die Gesellen zu sein, und obrigkeitliche Verbote nennen sie kurzweg Teufel.

Nun tauchen aber unter diesen abschreckenden Gestalten, die nur toben, lärmern, berußen und bespritzen, doch da und dort schon in alter Zeit *freundlichere* auf. Denken wir nur an die «schönen» Perchten, die neben den «schiachen» auftraten. Die «Frau Zälte» in der Innerschweiz muß wohl auch einst ein gütiges Wesen bedeutet haben, wenn ihr Name aus Frau Saelde (= Glück) abzuleiten ist.

Wenn uns diese Gestalten in alter Zeit seltener genannt werden, hängt es wohl damit zusammen, daß sie nicht bekämpft wurden. Es hat wohl einen allgemein verbreiteten

Zug des Geister- und Maskenwesens gebildet, daß diese Wesen zugleich gut und böse waren, oder daß sie sich in eine helle und eine dunkle Gruppe schieden. Auch das Schenken und Segenbringen muß wie das Nehmen ein uralter Zug der Masken sein, nur tritt er meist weniger deutlich hervor. Hier konnte die volkstümliche Umdeutung einsetzen, von der Kirche vielleicht gefördert, vielleicht nur geduldet. So wie die Schreckgestalten Attribute des Teufels annahmen, der ja dem Volk aus Bildern und kirchlichen Schauspielen wohl bekannt war, so drängten sich anderseits *Heiligengestalten* ein, die sogenannten personifizierten Tage (Martin, Niklaus, Luzia, Stefan, wohl auch Bercht, in Italien Befana u. a.), d. h. Namen und teilweise auch das Aeußere (z. B. das Bischofskleid des Niklaus) wurden auf ältere Gestalten übertragen; man kann auch sagen: alte Gestalten maskierten sich christlich, ohne daß wir heute entscheiden können, was jeweilen unter dem christlichen Deckmantel steckt. Das eine aber scheint mir sicher, daß diese Heiligengestalten nicht einfach vom Volke übernommen wurden und an eine vorher leere Stelle traten, daß sie also nicht nur einfach die Heiligkeit des Tages verkörpern sollten. Entthronte Götter brauchen sie darum noch nicht zu sein, wie man früher annahm, wo man überall Spuren von Wodan zu erkennen glaubte. Es werden sich dahinter Gestalten der niederen Mythologie verbergen, Wesen, die von der Kirche nicht so eifrig bekämpft wurden wie die hohen Götter. Unter diese neuen, freundlichen Gestalten, die auftauchen, gehören außer den Heiligen auch *Maria*, *Christus* und *die Engel*. Wenn man fragt, woher das Volk die Vorbilder für diese neuen Masken geholt hat, so kommt man wieder auf die alten kirchlichen und die jüngeren Volksschauspiele. Wir wissen, wie die Kirche dem Denken und Fühlen des Volkes entgegenkam, indem sie ihm durch solche Darstellungen christliche Belehrung bot, und wie das Volk dies mit Lust aufnahm und weiter ausbildete. Echte Volksfrömmigkeit verlangte sichtbare Darstellung, ja das Volk wollte mithandeln, es wollte an

Weihnachten mit eigenen Händen in der Kirche «das Kindlein wiegen». Man denke ferner an die Darstellung der Himmelfahrt, die Kreuztragung, den Palmeselumzug und an die vielen Advents-, Niklaus-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele. Hier fand das Volk die Vorbilder. Aber was gestaltete es daraus? Es ist recht eigenartig, wie diese Wesen, sofern sie in Umzügen wirklich dargestellt wurden, heruntergezogen und oft den alten Schreckgestalten in ihrem Aeußern bedenklich angenähert wurden. Es ist sicher nicht nur der Mangel an geeignetem Kostüm, sondern ganz deutlich die Lust am Lärm und an den Fratzen, die den Anstoß gaben. Hier nur einige Beispiele, wie manchmal die heiligen Gestalten entarten konnten:

1680 wurde in Norddeutschland geklagt: «Da lauffen die also genannten hall-heiligen Christe mit Kühglocken und Schafschellen behänget auf den Gassen und Straßen noch oftftmals herum, brüllen, schwärmen, schlagen an die Häuser» . . .

Und 1719 tritt in Sachsen Christus als eine mit Pelzen oder andern Kleidern verummte Person auf.

Daß aber überhaupt die Gestalt von *Christus* selbst stärker hervortritt und die Kinder beschert, wird wohl mit Recht dem Einfluß der Reformation zugeschrieben. Man hatte ja die Heiligen abgeschafft und wollte sie nun auch in Umzügen nicht mehr auftreten lassen, besonders die gabenspendenden, wie St. Niklaus, weil man fürchtete, dadurch den Glauben an die Heiligen bei den Kindern einzupflanzen. Dabei spielt wohl außerdem auch ein verstärkter pädagogischer Zug der Zeit mit hinein. 1535/6 werden bei Luther noch Geschenke des St. Niklaus erwähnt, 1545/6 ist er durch den heiligen Christ verdrängt. 1570 wird in Straßburg der Niklausmarkt als katholische Einrichtung durch den Christkindelsmarkt ersetzt. Wird Niklaus bei den Protestanten im 16. Jahrhundert noch erwähnt, so heißt er nicht mehr der «heilige», sondern der «liebe» Niklaus. Kampfschriften gegen diesen Heiligen setzen ein; darin wird gefordert, man solle den Kindern sagen, der heilige

Christ oder das Christkindlein bringe die Geschenke. In einer Schulkomödie von 1582 gibt Meister Pfriem den unschuldigen Kindlein im Himmel Aepfel, Nüsse u. a. als Bescherung des heiligen Christ.

Daß man oft das Christkindlein an die Stelle anderer Gabenspender setzte, ist doch wohl nicht anders zu erklären, als daß man an Weihnachten eben an den neugeborenen Heiland dachte. Aber die guten Eiferer, die den Heiligen verdrängen wollten, hatten nicht mit dem Denken und Empfinden des Volkes gerechnet. Vielleicht hatten sie gehofft, es bleibe bei der bloßen Fiktion des heiligen Christ, der die Kinder heimlich beschere. Und tatsächlich können wir in älteren Berichten oft nicht unterscheiden, ob mit den Worten «der hl. Christ, das Christkindlein beschert» ein wirkliches Auftreten der Gestalt verbunden war. Wenn im 16. und 17. Jahrhundert gefordert wird, man müsse den Kindern sagen, die Gaben kämen vom lieben Christkindlein u. ä., so blieb es wohl oft bei der Redensart. Ja schon früh bedeuten die Ausdrücke heiliger Christ und Christkindlein nur das Geschenk, gerade so wie oft heute noch. So schreibt Goethe 1780 «von meinem Frankfurter heiligen Christ». Der verwandte Ausdruck «Kindchen Jesus» ist samt der Sitte der Kinderbescherung in den 1670er Jahren aus Deutschland nach Schweden hinübergewandert, nur in der Bedeutung: Weihnachtsgeschenk an die Kinder.

Aber wie gesagt, das Volk konnte sich nicht mit einer bloßen Redensart begnügen, es verlangte eine sichtbare Darstellung. Und so haben wir seit dem 17. Jahrhundert zahlreiche Zeugnisse dafür, daß *Christus als Gabenspender* auftritt. Ich kann hier nur eine Auswahl aus den vielen Berichten und zugleich Belege für die mannigfaltigen Formen des Auftretens geben:

17. Jahrhundert: 1632 fand am pfälzischen Hof «des Christkindleins Uffzug» statt; es führte die Kinder zu den Gabentischen.

Liselotte von der Pfalz berichtet von einem Christkin-

delspiel, einer Kinderbescherung, wobei Christus, Engel und Teufel auftraten. (1662 am Hof von Hannover.) In Hamburg wurde 1658 und 1660 verboten, mit dem Kind Jesus und dem Stern oder als Christkindlein herumzuziehen. In Norddeutschland wurde 1680 gerügt, daß ein gekrönter, mit einem grauen Bart behängter Götze sich als Christus ausbe. Im selben Jahr wurde in Leipzig das Auftreten von Christus und Ruprecht in den Christspielen verboten. Oft wird erwähnt, daß dieser umherziehende Christus die Kinder beschenkt.

18. Jahrhundert: 1727 zog in Rostock das Christkind weiß gekleidet einher und hatte als Begleiter den Rugklas, der in Felle gehüllt war, bei sich. 1719 ging in Sachsen der heilige Christ, mit Pelzen oder Kleidern verhüllt, um. Er hatte Engel und den bösen Rupert im Gefolge und gab den Kindern Geschenke. 1787 trat in Westfalen das Christkindchen in weißem Kleid auf, gefolgt vom Klas und von Schreckmasken. In Hamburg zogen vor Weihnachten Maria und Joseph mit der Krippe um, ihnen folgte «Kinjees» in erwachsener Gestalt mit dem Stern, ferner Klinggeest, ein Engelchen mit einem Glöcklein.

19. Jahrhundert. Im Erzgebirge hören wir von einem Umzug der «Engelschar», darunter Jesus und Engel; dazu wurde die Geburt Christi aufgeführt. In den Vierlanden trat «Kinjees» als Maske mit geschwärztem Gesicht auf. In der Eifel zogen zwei Mädchen in weißen Kleidern als Christkind und seine Magd herum und beschenkten die Kinder.

Diese Auswahl muß genügen. Aus diesen und vielen anderen Berichten geht folgendes hervor: In einzelnen Gegenden tritt in den Advents- und Weihnachtsumzügen und -spielen Christus als erwachsene Person auf. Bald ist er durch weiße Kleidung, Krone und andere Attribute von seiner lärmenden und schreckhaften Gefolgschaft abgehoben und muß dann, nachdem Ruprecht, Ruhklas oder andere die Kinder geschreckt haben, Geschenke austeilen. Bald ist er aber nur ein Kumpan der Schreckgestalten, in

seinem Außern bedenklich dem Niklaus angeglichen. Das Auftreten in erwachsener Gestalt, gar mit grauem Bart, und in Hamburg neben dem Kindlein in der Wiege, erregt aber in aufgeklärter Zeit Anstoß; die Theologen empfinden das leibhaftige Erscheinen Christi überhaupt als Blasphemie. Und das humane ausgehende 18. Jahrhundert fürchtet im wüsten Treiben der Schreckgestalten eine schädliche Wirkung auf das zarte Kindergemüt. Auch die Regierungen greifen mit Verboten ein, und so kommt es, daß die Christusgestalt an vielen Orten aus den Umzügen verbannt wird. Sie macht wieder dem Niklaus oder seinem Ersatz, dem Weihnachtsmann, Platz. Oder aber die Gestalt verjüngt und verfeinert sich zum *Christkind in Engelsgestalt*. Ansätze dazu waren früh, wohl schon im 17. Jahrhundert, vorhanden; es sind die jugendlichen, weißgekleideten Christus- oder auch die Engelsgestalten seines Gefolges. In einem Gedicht um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird schon an Weihnachten der «Engel, der beschert» genannt. Vielleicht wurde auch dadurch, daß die Umzüge zu Kinderspielen heruntersanken, und daß sich auch Mädchen beteiligten, die Gestalt jugendlicher und feiner. Man wollte nun Ernst machen mit dem Christkind oder Kinjees. Nur brauchte die volkstümliche Darstellung nicht zum Wiegenkind herunterzusteigen, was eigentlich folgerichtig gewesen wäre. Für sie genügte die Engelsgestalt. Und für Kinder und Volk lag nichts Anstößiges darin, daß die Gestalt weiblich war. Vielleicht war auch die orientalische Kleidung Christi, wie man sie von Bildern kannte, von Einfluß. Es genügte, daß Christus jung war. Man suchte wohl gar keine Ähnlichkeit mit dem Wiegenkind, sondern man begnügte sich mit einer verschwommenen Vorstellung. Christkindlein nannte man die Gestalt, weil einmal in früheren Zeiten wirklich der neugeborene Heiland in der Kindermeinung die Heiligen als Gabenspender hätte ersetzen sollen. So faßte es auch die Baronin von Oberkirch auf, als sie 1785 «Christkindel» mit «le petit Jésus» übersetzte. Daß das Volk aber eine sichtbare Darstellung verlange,

daran hatten jene eifrigen Theologen nicht gedacht. Den erwachsenen Christus konnten sie nicht dulden; das Wiegenkind, wie es aus manchen Spielen und kirchlichen Darstellungen dem Volke bekannt war, konnte nicht zur gabenspendenden Gestalt werden. So mußte der Engel in die Lücke treten. Sicher haben andere im Volke bekannte Gestalten, besonders weibliche, dem Christkind zu seiner Geltung verholfen. So die Luzia, ein personifizierter Tag, die als freundliche Gabenspenderin in einzelnen Gegenden Deutschlands und in Schweden um die Weihnachtszeit auftritt. Oder die Klasa, die im Paznaun als schöngekleidete Frau den Niklaus begleitete. Aber das Christkind einfach als Weiterentwicklung solcher und ähnlicher Gestalten, wie etwa der mythischen weißen Frau, zu betrachten, wäre meiner Ansicht nach falsch.

In seiner heutigen Gestalt hat sich das Christkind jedenfalls von den oberen Ständen her weiter verbreitet. «Des Christkindleins Uffzug» fand, wie oben erwähnt, am Pfälzer *Hof* 1632 statt. Als Christkindelspiel finden wir es bei Liselotte; an Höfen und bei den Bürgern der Städte ist die Kinderbescherung mit Baum und Christkind ausgestaltet worden. Bilderbücher und Lieder wie «Alle Jahre wieder . . . » (von W. Hey, 1789—1854) haben seine Ausbreitung gefördert.

Wie steht es nun mit der Verbreitung des Christkinds in der *Schweiz*? Ist diese Gestalt aus Deutschland importiert worden, wie man vom Weihnachtsbaum annimmt? Es scheint, als habe es bei uns eigene Wurzeln, obschon seine weite Verbreitung in neuerer Zeit sicher unter deutschem Einfluß erfolgt ist.

Wir müssen auch bei uns zunächst feststellen, daß bis in die allerjüngste Zeit neben der Weihnacht der *Niklaus-* und *Neujahrstag Beschertage* waren. Am *Neujahr* wurde geschenkt: in Basel zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in Pitasch (Graubünden) noch in neuerer Zeit; in Fischenthal (Zürich) brachten die Kläuse am Silvester den Kindern das Bäumchen. Neujahrskindlein wurden 1715 in Basel die

Geschenke genannt, und in Bern zog 1813 dieses Neujahrskindlein leibhaftig mit einem Eselein umher, während in andern Berner Gegenden der Neujahrsmutti auftritt. Viel verbreiteter war *St. Niklaus* als Beschertag; Nachrichten aus zahlreichen Gegenden der Schweiz bestätigen dies. Erwähnt sei nur, daß in Blitzingen (Wallis) noch vor ungefähr 20 Jahren am «Santiglois», und nicht an Weihnachten, Kinderbescherung war, während man in Mörel unten und sogar in Binn seit Menschengedenken an Weihnachten beschert. Vielfach ist zwar der Klaus Geschenkebringer, erscheint aber an Weihnachten, so z. B. im Appenzell, und die Bescherung wird darum «Chläusele» genannt; ferner auch in Zürich (1799), und dem jungen C. F. Meyer brachte gar eine «Frau Niklaus» sein Weihnachtsbäumchen (1830). In Schaffhausen brachte der Samichlaus am 6. Dez. den Knaben die Geschenke, das Christkind aber den Mädchen am Christtag. Oefters kommen auch Klaus und Christkind miteinander; die beiden «Tage» finden sich so zusammen. Man sieht an diesen wenigen Beispielen, die ich herausgegriffen habe, wie die verschiedenen Beschertage miteinander in Konkurrenz standen, und daß das Christkind allmählich andere Gestalten verdrängt hat. Dies bestätigen uns übrigens auch ausdrücklich Mitteilungen mancher Gewährsleute unserer Enquête. Das gesittete Christkind hatte es allerdings auch bei uns mit zahlreichen üblen Schreckgestalten zu tun, die früher um die heilige Zeit herumtobten. Nennen wir nur den Gloggenschellenmann, von dem aus Kaiserstuhl 1736 berichtet wird, daß er als Teufel maskiert zwischen Weihnachten und Neujahr umlief, oder den Glungel mit Stiermaske, der das Luzerner Hinterland unsicher machte, oder den Nünichlingler, der in Teufelsgestalt bis in neuere Zeit am Heiligen Abend im Baselland auftrat. Auch die Kläuse hatten ja an vielen Orten so gar nichts von ihrem heiligen Namenspatron an sich. Die meisten dieser Gestalten haben heute dem Christkind Platz gemacht oder stehen wie der Santiklaus bescheiden neben ihm. Im 19. Jahrhundert vereinigten sie

sich auch in Aarburg friedlich miteinander: Sträggele, Bechtele und Weihnachtskindchen, alle weißgekleidete Knaben und Mädchen, zogen vor dem Niklausabend geschenkeausteilend umher. Aber nun ist eigenartig, wie diese alten Masken auch bei uns versucht zu haben scheinen, unter dem Deckmantel des Christkinds Schutz zu suchen. Wenn in Basel 1715 die Ungebühr gerügt wird, die «aus Anlaß des sogenannten Weihnacht- und Neujahrskindleins» verübt werde, so sind, wie schon bemerkt, damit wohl nur die Geschenke gemeint. Aber in Bern mußte 1734 der Rat befehlen, «die ver mummt herumb vagierenden Wienacht-Kindlein abzufassen», und im selben Jahr wird in Bern getadelt, daß man den Kindern «solche Possen von dem Weynacht-Kindlein und seinem Eselein vorschwätze». 1829 war es nur noch der Weihnachtsesel, der in Bern die Kinder durch Wüsttun erschreckte. Auf das Eselein als Reit- und Begleittier einzutreten muß ich mir versagen. Das verdient eine eigene Untersuchung.

Diese wenigen älteren Nachrichten deuten an, daß in den Städten Bern und Basel das Weihnachtskindlein, sei's als Bezeichnung für das Geschenk, sei's als Gestalt, schon anfangs des 18. Jahrhunderts bekannt war. Ist es wohl wie das «Kindchen Jesus» in Schweden Import? Und sind das Christkind und das Neujahrskind ein Versuch städtischer Kreise, andere Gestalten zu verdrängen? Ich denke mir, daß wir zunächst das Wort und dann auch die lebende Darstellung der Gestalt von unsern Nachbarn übernommen haben. Und aus der deutschen Schweiz wird das Christkind auch in die welsche vorgedrungen sein. Dort bringt in verschiedenen Gegenden — angeblich — l'Enfant Jésus oder le Bon Enfant den Kindern die Geschenke. Freilich trägt das Bon Enfant manchmal einen Bart und zeigt damit deutlich, wie seine Gestalt mit der des St. Niklaus vermischt worden ist. Daneben kennen die Welschen noch eine Dame de Noël und l'Angette. Eigenartig ist, daß in der deutschen Schweiz in einem Gebiet, das ungefähr die Kantone Basel, Solothurn und Bern umfaßt, der Ausdruck

«Wiehnachtkindli» herrscht, während es in den übrigen Kantonen «Christkind» heißt.

Nach den Berichten, die wir haben, bleibt das Christkind meist Phantasiegestalt, dessen Aussehen die Kinder etwa aus Bilderbüchern kennen. Wo es in Familien oder bei festlichen Anlässen auftritt, wird es als weißgekleideter, verschleierter Engel, manchmal mit Flügeln und goldenem Krönlein dargestellt. Hebel kannte das Wienechtchindli und sein Eselein auch, und es scheint, als ob er im Geisterbesuch auf dem Feldberg aus dem Dengelegeist eine eigenartige Engelsegestalt habe bilden wollen, die einesteils den Todesengel bedeutet, andernteils aber Züge des Christkinds aufweist; denn er sagt von ihr, sie komme in der heiligen Zeit in die Stadt. Hat er es wohl in Basel oder im Wiesental kennen gelernt?

Wenn auch das Christkind, im Gegensatz zum Sankt-klaus, häufig bloß eine Gestalt der Einbildung, ja eine bloße Redensart bleibt, so will sich doch das volkstümliche Denken (und das der Kinder) nie damit begnügen; es verlangt eine sichtbare Darstellung. Und wie bei der Ausgestaltung des beschwerenden Engels viele Fäden zusammenlaufen, wie uraltes mit jüngerem Gut unlösbar verbunden ist, wie ein Brauch sich wandeln und entwickeln muß, wenn er lebendig bleiben will, das hoffe ich gezeigt zu haben, wenn ich mir auch versagen mußte, aus dem vorhandenen Material mehr als eine kleine Auslese zu geben.

Von der Literatur sei hier nur das Wichtigste genannt:

A. Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig 1893.

F. Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele. Leipzig 1901.

L. Weiser, Jul. Stuttgart und Gotha 1923.

M. P. Nilsson, Studien zur Vorgeschichte des Weihnachtsfestes. Archiv für Religionswissenschaft 19, 50 ff.

Die Zeitschriften: Schweiz. Archiv für Volkskunde und Schweizer Volkskunde.